

„Denk‘ ich an Deutschland in der Nacht...“

Heines „Nachtgedanken“ und ihre publizistischen Folgen

Vortrag für die Heinrich-Heine-Gesellschaft, Düsseldorf, 5. September 1991

Es war der 6. Februar 1970, da spottete die Hamburger Wochenzeitung „Die Zeit“: „Wenn DDR-Funktionäre das Wort Deutschland hören oder lesen, fühlen sie sich gleich um ihren Schlaf gebracht und denken an die Grenzen von 1937.“ Anlass der Replik – denn um eine solche handelte es sich – war eine Erklärung der Ostberliner Nachrichtenagentur ADN, wonach die Bundesregierung mit der geplanten Herausgabe einer offiziellen 10-Mark-Münze mit der Aufschrift *Spiele der XX. Olympiade 1972 in Deutschland* „die revanchistischen Ziele des westdeutschen Imperialismus“ verfolge (die tatsächlich erschienene Münze nannte denn auch München als Austragungsort). Der „Zeit“-Mitarbeiter, der den politischen Sarkasmus formulierte, war offensichtlich ein Heinekenner, hatte er ihm doch mit der Anspielung auf die „Nachtgedanken“ (künftig: Ng), wie es sich für „Die Zeit“ gehört, den nötigen Bildungshintergrund verliehen.

Die Bezugnahme auf Heine war damals durchaus etwas Besonderes, denn zumindest in der Bundesrepublik war er als Jude, Europäer und Autor der Emanzipation eher verpönt als bewundert. Dennoch hatte er natürlich auch seine Liebhaber, hatten die Ng, und insbesondere die beiden berühmten Anfangsverse, ihre Propagandisten, in größerem Umfang seit der Nazi-Barbarei und der politischen Emigration aus Deutschland. Dass die Verse von Karl Büchmann in seinen „Zitatenschatz des deutschen Volkes“ (1864) zunächst nicht, von seinen Nachfolgern erst lange nach dem Zweiten Weltkrieg aufgenommen wurden, zeigt nur, dass selbst „Geflügelte Worte“ ein Politikum darstellen können und häufiger Gebrauch noch längst nicht zu einem lexikalischen Ehrenplatz führt. Wer aber daraus schließen will, die Ng-Verse seien ein Lieblingszitat der Linken, der irrt. Sie sind, wie Joseph A. Kruse nachgewiesen hat, auch bei Otto von Habsburg und Franz Josef Strauß belegt.

Aus täglicher Zeitungslektüre wissen wir, dass Heine heute immer für ein Zitat gut ist, sei es der Anfangsvers der „Loreley“ oder der Satz vom deutschen Sommer, der ja doch nur ein grün angestrichener Winter ist. Würde man eine Rangliste der Heinezitate aufstellen, lägen derzeit mit Sicherheit die Ng an der Spitze. Da aber stets nur die beiden ersten Verse zitiert oder aufgegriffen werden und der Rest des Gedichts anscheinend nur den wenigsten Zitatoren bekannt ist, tauchen immer wieder Spekulationen über den wahren Gehalt der goldenen Heine-Worte auf.

Vor einigen Jahren bemerkte ein Moderator des WDR-Fernsehens, dass nun endlich mal gesagt werden müsse, dass Heines Deutschland-Sorgen nicht politischer, sondern privater Natur seien. Und vor einem Jahr widmete „Spiegel“-Herausgeber Rudolf Augstein, der sich seine Heine-Zitate neuerdings vom Heine-Institut verifizieren lässt, den Ng sogar eine eigene Kolumne, gab sich als Philologe zu erkennen und klärte ein staunendes „Spiegel“-Publikum darüber auf, dass Heine sich in seinem Gedicht gar nicht um Deutschland, sondern um seine alte Mutter sorge. Was ihm seitdem Dutzende von Leserbriefschreibern nachsingen.

Schauen wir einmal, ob das wirklich stimmt. Die Ng sind ein Text aus dem Zyklus der „Zeitgedichte“, geschrieben im Jahr 1843. Heine war damals (ungefähr) 45 Jahre alt, seine Mutter eine würdige Matrone von zweiundsiebzig. Sie lebte in Hamburg, ihr Sohn Harry, wie sie ihn zeitlebens nannte, ‚umständehalber‘ in Paris.

Nachtgedanken

*Denk ich an Deutschland in der Nacht,
Dann bin ich um den Schlaf gebracht,
Ich kann nicht mehr die Augen schließen,
Und meine heißen Tränen fließen.*

*Die Jahre kommen und vergehn!
Seit ich die Mutter nicht gesehn
Zwölf Jahre sind schon hingegangen;
Es wächst mein Sehnen und Verlangen.*

*Mein Sehnen und Verlangen wächst.
Die alte Frau hat mich behext,
Ich denke immer an die alte,
Die alte Frau, die Gott erhalte!*

*Die alte Frau hat mich so lieb,
Und in den Briefen, die sie schrieb,
Seh ich, wie ihre Hand gezittert,
Wie tief das Mutterherz erschüttert.*

*Die Mutter liegt mir stets im Sinn.
Zwölf lange Jahre flossen hin,
Zwölf lange Jahre sind verflossen,
Seit ich sie nicht ans Herz geschlossen.*

*Deutschland hat ewigen Bestand,
Es ist ein kerngesundes Land!
Mit seinen Eichen, seinen Linden
Werd ich es immer wiederfinden.*

*Nach Deutschland lechzt ich nicht so sehr,
Wenn nicht die Mutter dorten wär;
Das Vaterland wird nie verderben,
Jedoch die alte Frau kann sterben.*

*Seit ich das Land verlassen hab,
So viele sanken dort ins Grab,
Die ich geliebt – wenn ich sie zähle,
So will verbluten meine Seele.*

*Und zählen muß ich – Mit der Zahl
Schwillt immer höher meine Qual,
Mir ist, als wälzten sich die Leichen
Auf meine Brust – Gottlob! sie weichen!*

*Gottlob! durch meine Fenster bricht
Französisch heitres Tageslicht;
Es kommt mein Weib, schön wie der Morgen,
Und lächelt fort die deutschen Sorgen.*

Ein Gedicht mit wenigen Sprüngen. Schrittweise, geradezu schleppend, arbeitet sich der Autor gedanklich voran: schlaflose Nacht, Sehnsuchtstränen. Jahrelange Abwesenheit, zwölf Jahre sind es genau, wachsende Sehnsucht. Wachsende

Sehnsucht, die Mutter ist alt geworden unterdessen, alle Gedanken gehen zu dieser alten Frau. Die alte Frau liebt ihren Sohn, ihre Briefe sind mit zittriger Hand geschrieben. Der Sohn denkt immerzu an die Mutter, zwölf Jahre sind unterdessen vergangen, zwölf lange Jahre hat er sie nicht gesehen.

Zwanzig Verse lang sagt Heine immer das gleiche. Nachtgedanken eben, kreisend. Die Wiederholungen bedeuten Intensivierungen. Und dann passiert, genau in der Mitte des Gedichts, der Bruch. Plötzlich ist wieder von Deutschland die Rede, das zuvor nur einmal kurz im ersten Vers auftauchte. Und jetzt wird es etwas schwierig mit dem richtigen Verständnis – Kunststück, nach fast 150 Jahren. Heine dachte ja nicht an uns Nachgeborene, als er formulierte, Deutschland sei „ein kerngesundes Land“ und werde „nie verderben“. Die Geschichte hat diesem Satz seither einen fatalen Beiklang verliehen, und um ihn richtig, in Heines Sinne zu verstehen, muss man sich die damalige Situation vergegenwärtigen. Bekanntlich galt Heine schon zu Lebzeiten einem einflussreichen Teil seiner Mitbürger als Undeutscher, als Franzosenknecht. Das hatte verschiedene Gründe. Einer davon war seine unauslöschliche Bewunderung für Napoleon Bonaparte, der – und hier greife ich nur einen Aspekt heraus – die Judenemanzipation in den Rheinbundstaaten eingeführt hatte. Aber trotz dieser Diffamierung fühlte sich Heine stets als wahrer Patriot, während er die nationalistischen Wortführer als „Pharisäer der Nazionalität“ bezeichnete. Ihnen riet er (im versöhnlichen Ton): „Pflanzt die schwarz-roth-goldne Fahne auf die Höhe des deutschen Gedankens, macht sie zur Standarte des freyen Menschthums, und ich will mein bestes Herzblut für sie hingeben. Beruhigt Euch, ich liebe das Vaterland eben so sehr wie Ihr.“ Es ist jenes Vaterland, aus dem man niemals vertrieben werden kann, dem man durch eine unverlierbare Identität verbunden bleibt.

Heines Einstellung erinnert an einen Satz von Melina Mercouri, der griechischen Sängerin, späteren Kulturministerin, die 1967 während eines Auslandsaufenthalts aus politischen Gründen von der Athener Militärjunta ausgebürgert wurde. Wutentbrannt erklärte sie damals in einem Interview: „Ich bin als Griechin geboren und werde als Griechin sterben, aber du, Papadopoulos, wirst als Faschist sterben!“ Nationale Identität ist eben keine Frage der gewährten oder entzogenen Staatsbürgerschaft, und richtig verstanden – als Zugehörigkeit zu einer Rechtsgemeinschaft – bedeutet sie das genaue Gegenteil von Chauvinismus und Fremdenhass.

Aufschlussreich sind Heines Entwürfe zu den Ng. Sie zeigen zweierlei: zum einen, dass er sich mit den Paarreimen durchaus schwertat, auch wenn es den

gegenteiligen Anschein hat. Zum andern, dass Heine das Gedicht in der Endfassung offensichtlich etwas verdunkelt, abgeschwächt hat. Heißt es nun, „Deutschland hat ewigen Bestand“ – und wir denken uns unseren Teil dazu –, so hieß es ursprünglich kämpferischer: „Das deutsche Volk, es beißt sich durch“. Und während in der Endfassung der 8. Strophe der Generationswechsel zwar schmerzlich, aber als faktisch zur Kenntnis genommen wird, war in den Vorstufen noch von einem nicht näher charakterisierten „Uebel“ die Rede gewesen, das dem deutschen Volk das Leben schwer mache. Und wer mag glauben, dass mit diesem geheimnisvollen „Uebel“ der natürliche Alterungsprozess gemeint ist, das „allgemeine Menschenschicksal“ (Heine)? Nein, dagegen ist kein Kraut gewachsen, da „beißt sich“ niemand durch. Gemeint sein dürfte jene „große Krankheit“, die, wie wir aus einer zensurbedingten Streichung im „Wintermärchen“ erfahren, nur durch eine „Revoluzion“ zu heilen ist.

Das „Uebel“ ist die politische Restauration, die repressive Innenpolitik des Deutschen Bundes unter österreichisch-preußischer Federführung seit 1815, verschärft durch die restriktiven Bundesbeschlüsse von 1819, 1832 und 1834. Und spätestens hier wird, auch ohne Kenntnis der näheren Umstände, ganz deutlich: Es handelt sich um eine Exilgedicht, in Frankreich geschrieben, für Deutschland bestimmt. Formuliert werden deutsche Sorgen eines Emigranten, der sich aus nachvollziehbaren Gründen scheut, die Dinge beim Namen zu nennen, denn sein Text sollte in Deutschland gedruckt und gelesen werden können, und da war bekanntlich die Zensur vor. Lokale Zensoren machten Jagd auf alles, was gegen Obrigkeit, Religion und Sitte gerichtet war. Insbesondere Heine hatte mehrfach Erfahrung mit diesem System gemacht; er wusste inzwischen ziemlich genau, was tolerierbar war und was nicht. Und auch das wollen wir nicht vergessen: Heine war zwar niemals formell ausgebürgert worden, aber seit 1844, als in Preußen zwei Sammelhaftbefehle gegen ihn und andere Oppositionelle in Paris erlassen wurden, lebte er tatsächlich im Exil. Das Innenministerium beschuldigte ihn „des versuchten Hochverraths und des Majestätsverbrechens“, was in der Regel mit langjährigen Zuchthausstrafen geahndet wurde.

Soviel zu den Sorgen des Emigranten. Aus Zeitgründen kann ich, weil ich gleich zum zweiten Teil meines Vortrags kommen möchte, keine umfassende Interpretation geben, will aber doch noch auf die kunstvolle Kreisstruktur des Gedichts aufmerksam machen, die im Ganzen wiederholt, was uns schon als Einzelmerkmal im ersten Teil aufgefallen war. Es ist aber kein öder Kreis, der hier gezogen wird, das Ende ist keineswegs identisch mit dem Anfang. Markiert durch eine metrische Zäsur werden die

Bilder der ersten Verse in der Schlusstrophe zum Erfreulichen gewendet: Die Nacht deutscher Kümernisse ist zu Ende, französische Morgendämmerung setzt ein, die Sorgen um die alte Mutter werden verdrängt oder ersetzt durch den Anblick der schönen Geliebten.

Wie wir am Beispiel Rudolf Augsteins sahen, gibt es auch ganz konträre Auslegungen. Hermann Glaser, ehemals Kulturdezernent der Stadt Nürnberg, erklärte in einem Interview, Heines Stoßseufzer gelte „zu jeder Zeit“, „für viele Länder“ und „in besonderem Maße für Deutschland“, und auch er selbst werde immer wieder auf Nachtgedanken zurückgeworfen: „Der von mir vertretenen Tagesoptimismus ist verbunden mit einem Nachtpessimismus“ („Publizistik & Kunst“, März 1991).

Und womit hat es zu tun, dass von Heines unschuldigen Versen gerade in jüngster Zeit inflationärer Gebrauch gemacht wird? Auch daran ist natürlich die deutsche Einheit schuld.

Ich weiß nicht, wer zuerst darauf gekommen ist, Heines Stoßseufzer auf die politische Entwicklung seit dem Herbst 1989 anzuwenden. Vielleicht war es der britische Journalist Anthony Hartley. Er überschrieb einen Artikel im „Sunday Telegraph“ mit „German Dream – or nightmare“, fragte sich: „So what will it do with its unity?“ und zitierte als mögliche Antwort Vers 1 und 2 der Ng, deren Autor er nebenbei als tiefgründigsten und geistreichsten Analytiker der Zwangsvorstellungen seines Heimatlandes bezeichnete.

Und es ist sicher kein Zufall, dass just in diesem historischen Augenblick ein Manuskript der Ng im Autographenhandel auftauchte, dem die Gunst der historischen Stunde schlagartig die Aura eine Reliquie verlieh. Der Düsseldorfer Axel Bender musste deshalb tief in die Tasche greifen, ehe er es mit nach Hause nehmen (oder bringen) konnte; man spricht von 150.000 DM.

Als die beiden deutschen Staaten dann offiziell 1990 miteinander vereinigt wurden, strebte die Ng-Zitatkaskade ihrem Höhepunkt entgegen. In der Nacht auf den 3. Oktober brachte das 2. Fernsehprogramm des Deutschen Fernsehfunks der Noch-DDR unter den Heine-Versen so konträre Köpfe wie Kurt Biedenkopf und Wolf Biermann, Günter Gaus und Antje Vollmer zusammen. Am Tag der Vereinigung bat das St. Galler Tageblatt unter dem Motto von Vers 1 „führende Köpfe aus West und Ost, an diesem historischen Tag über Deutschland nachzudenken“. Als „führend“ galten den Nordostschweizern Edzard Reuter ebenso wie Hanns Dieter Hüsch, Golo Mann wie Stefan Heym und Margarete Mitscherlich. Am Tag danach meldete die „Hannoversche

Neue Presse“: „Heinrich Heine (,Denk ich an Deutschland in der Nacht, bin ich um den Schlaf gebracht‘) hätte sich in Hannover halbwegs beruhigt aufs Ohr legen können: die da feierten, trugen überwiegend Turnschuhe und Pumps, keine Knobelbecher.“ Und die „Günzburger Zeitung“ stellte fest: „Am großen Tag der Deutschen wurde niemand um den Schlaf gebracht. Schließlich war am nächsten Tag Feiertag, da konnte man endlich ausschlafen“ – ausgenommen jene 25 Personen, die am Günzburger Marktbrunnen die deutsche Einheit feierten. Knapp drei Monate zuvor, nach dem Gewinn der Fußball-Weltmeisterschaft (sie erinnern sich, der Weltgeist gab Völlner einen Schubs im Strafraum, Brehme verwandelte den Strafstoß zum 1:0 Siegtreffer), hatte es mehrere hundert Enthusiasten nach draußen auf den Marktplatz von Günzburg getrieben. So ist es vielleicht auch ganz gut, dass kein Meinungsforscher auf die Idee kam, nachzufragen, was den Deutschen im Jahr 1990 wichtiger war: die Einheit oder der Gewinn der Fußball-Weltmeisterschaft.

Seither ist das Heine-Zitat ziemlich auf den Hund gekommen. Unlängst kündigte der Sender RTL+ auf seinem Kanal stern TV eine neue Reportagereihe mit dem Titel „Nachts in Deutschland“ an und stellte den schlaflosen Dichter von Anno 1844 in eine respektlose Reihe mit anderen Nachtaktiven: Türstehern, Taxifahrern, Toilettenfrauen. Und weil Heine laut RTL damals den Satz „Denk ich an Deutschland...“ „gestöhnt“ habe, deshalb kommen auch „Dominas“ zu Wort. RTL+, 24. Oktober, 22:10 Uhr.

Auch Erich Honecker, letzter Flüchtling der alten Republik, will nach der Verhaftung von Willi Stoph, Heinz Keßler und anderen Genossen aus dem Politbüro eine Nacht nicht geschlafen haben. Wie er dem Moskauer Korrespondenten der Nachrichtenagentur ADN erklärte, ist es um seinen seelischen Zustand derzeit nicht zum Besten bestellt. Wörtlich sagte Honecker: „Wenn ich allein die Entwicklung in Deutschland betrachte, so denke ich an Heinrich Heine...“, was der kundige ADN-Korrespondent prompt um die Ng-Verse ergänzte (3.6.1991). Ein Redakteur der „Stuttgarter Zeitung“ konnte sich nach Lektüre des Interviews den Kommentar nicht verkneifen, dass „Andere [...] hingegen erst gut schlafen“ könnten, seit Honecker weg sei (4.6.1991).

Liest Erich Honecker im sowjetischen Exil die „F.A.Z.“? Fast gleichlautend hatte sich nämlich zwei Wochen zuvor im Fragebogen des „F.A.Z.-Magazins“ Peter Gauweiler, CSU, auf die Frage nach seiner „gegenwärtigen Geistesverfassung“ geäußert. Nur war niemandem eingefallen, hinterher zu bemerken, dass viele Bayern wieder ruhig schlafen können, seit er nicht mehr Polizei- und Aids-Minister ist.

Die „Lausitzer Rundschau“ titelte im Oktober: „Denk ich an Waldheim in der Nacht, dann bin ich um den Schlaf gebracht“ – hatte dabei aber nicht den gleichnamigen Wiener Herrenreiter im Auge, sondern eine desolate psychiatrische Klinik nördlich von Chemnitz. Noch grundlegende waren die Sorgen eines Kolumnisten des „Neuen Deutschland“, der sich mit einem Bericht der „Bild“-Zeitung über die gestiegene Selbstmordgefahr auseinandersetzte. Die zur ärztlichen Anamnese gehörende Frage „Haben Sie Schlafstörungen?“ beantwortete der Autor spitz mit den Ng-Versen und fügte hinzu, er berufe sich auf Heine, „solange man ihn noch ungefährdet zitieren kann“ (10.5.1991). Liest man diese Sorgen im „Neuen Deutschland“ eher mit Verwunderung, sind die Befürchtungen einer hugenottischen Pastorin im „Spandauer Volksblatt“ leicht nachzuvollziehen. Unter der Überschrift „Denk ich an Deutschland... Heinrich Heine und unser heutiges Deutschland“ schrieb sich die Pastorin ihre Wut und Trauer über die Entlassung, abertausender Künstler und Wissenschaftler in die Arbeitslosigkeit, über die Vernichtung von Kulturgut und die Verramschung von Büchern und Schallplatten aus DDR-Produktion von der Seele: „Ach, Heinrich Heine, dächtest du an unser heutiges Deutschland, du wärest wieder einmal um den Schlaf gebracht!“ Und angesichts der neuerdings grassierenden „Ossi“-Witze steigerte sie noch: „Ach, Heinrich Heine, dächtest du an unser heutiges Deutschland, du würdest nicht seufzen, sondern schreien!“ (2.6.1991) Ein Mitarbeiter des „Angestellten-Magazins“ kam zum gegenteiligen Ergebnis. „Heinrich Heine“, so formulierte er, könnte heute „besser schlafen“, wenn er sähe, wie junge Leute in Unna – einer Station von Heines Deutschlandreise im Oktober 1843 – dort gegen den Krieg am Golf demonstrierten.

Ebenso wenig wie man abwegige Interpretationen der Ng verbieten oder auch nur vermeiden kann, lässt sich auch das modische Nachplappern der Eingangsverse nicht untersagen. Ihre Stellung im alltäglichen Sprachrepertoire hat noch zu sehr den Rang einer Novität und noch zu wenig vom Makel der Plattitüde. Und nur eine derartige Einsicht ist es ja, die uns davor zurückschrecken lässt, unsere Ausführungen etwa mit Redewendungen wie „Auf in den Kampf, Torero!“ oder „Auch du, mein Sohn Brutus?“ auszus schmücken.

Dass Heines Verse auf dem besten Weg sind, zur Zitatgirlande zu verkommen, ist den massenhaften Zitierenden anscheinend egal oder schlicht nicht bewusst. Für sie hat Heine etwas formuliert, was originell, provokant und demokratisch klingt und sich obendrein noch reimt. Dass ein bedeutender Dichter Schöpfer dieser Merksätze ist,

mag dabei für manche ausschlaggebend sein, für andere ist es völlig unerheblich. Weil Umsicht und Sorgfalt nicht zu den Haupttugenden dieser Leute zählen, müssen wir es hinnehmen, dass die Ng-Verse oftmals nur ganz verstümmelt an den Mann gebracht werden. Dabei kommen dann närrische Schlagzeilen heraus wie „Denk ich an Rentrop in der Nacht, dann bin ich um den Schlaf gebracht“ (bei Rentrop handelt es sich um einen Autositze-Hersteller im Westfälischen).

Nun ja, werden sie, gequält lächelnd, aber auch mit einer gewissen Erleichterung, denken, *damit ist dann ja wohl der Gipfel der Lächerlichkeit erreicht*. Ist es nicht! „Gute Nacht!“ wünschte im Oktober 1990 ein Kolumnist des „Mühlacker Tageblatts“ (Baden) seinen Lesern, und zwar insbesondere denen mit Einschlafstörungen. Und weiter: „Denk ich an Deutschland in der Nacht, dann bin ich um den Schlaf gebracht“. Dieser eindringliche Vers des Emigranten Heinrich Heine ist in diesen Tagen viel zitiert worden, gottlob mehr im Sinne der Freude als des Leids. Aber über seine politische Bedeutung hinaus enthält dieser Satz auch die lapidare Wahrheit, dass Aufregung jedweder Art bestimmt den Schlaf nicht fördert. Es folgen: „Tipps zur Schlafhygiene“: Verzicht auf Genussmittel, abendliche Entspannung, leichtes Abendbrot, regelmäßige Lebensführung, und vor allem: ein gutes Gewissen. Ein Schelm, wer dabei noch an Heine denkt.

Teile des Vortrags fanden Eingang in meinen Aufsatz „Merkverse – Brechmittel. Heines ‚Nachtgedanken‘ und ihre publizistischen Folgen. – In: Bernd Kortländer (Hrsg.): Interpretationen. Gedichte von Heinrich Heine. – Stuttgart: Reclam 1995, S. 127-142